Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (2014)

Heft: 2

Artikel: "Bärenmilch" : eine Erzählung von Steivan Brunies

Autor: Salathé, René

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-513601

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Bärenmilch» – eine Erzählung von Steivan Brunies

René Salathé

1943 erschien im Sammelband *Tiererlebnisse aus dem Engadin* unter dem Titel «Bärenmilch» die packende Schilderung einer Bärenjagd in Graubünden (hier reproduziert auf den Seiten 155 bis 163. Der Autor, der Bündner Steivan Brunies, war mein Onkel mütterlicherseits – ich präzisiere: Er war mein Lieblingsonkel. Ich sehe ihn noch vor mir in seinem Basler Studierzimmer am papierübersäten Schreibpult, inmitten zimmerhoher und bunter Bücherwände und eingehüllt in die aromatisch duftenden Rauchschwaden seiner stets dampfenden Pfeife. Woran arbeitete er? Vielleicht an einer seiner vielen, dem Jugendnaturschutz gewidmeten Publikationen, vielleicht an einem seiner beliebten Radiovorträge. Öfters erlebte ich ihn auch im angeregten Gespräch mit befreundeten Naturwissenschaftern oder mit dem Illustrator seines romanischen Unterrichtswerks *Nossas Plauntas e Bes-Chas;* denn Steivan Brunies war nicht nur Naturschützer, ihm war auch die Aufwertung und der Schutz des Rätomanischen ein grosses Anliegen – ohne einschlägige, in der Muttersprache abgefasste Schulbücher würde das Engadiner Idiom verkommen, so seine Überzeugung. Identitätsstiftend war auch sein Einsatz für die Volksmusik, genauer, für die Engadiner Fränzli-Kappelle. In Basel, fern der Heimat, verhalf er ihr zu einer eigentlichen Renaissance. Mit seinem virtuosen Klarinettenspiel gab er in einer kleinen, spielfreudigen Siebnergruppe den Ton an, und so kam es zu zahlreichen Plattenaufnahmen des Basler Radios. War er ein geübter Notenleser? Die Sage geht, dass er immer nur nach dem Gehör musizierte. Während seiner Engadiner Ferien ging er auf Musikpirsch und lauschte alten und älteren Musikanten Volksweisen ab. Geübte Musiker, denen er diese Melodien dann aus dem Gedächtnis vorspielte, setzten sie in Noten um.

Steivan Brunies (1877–1953).

Gerne erinnere ich mich auch an seine Vogelstimmen- und Blumen-Spaziergänge in den Buchenwäldern der Basler Umgebung zurück; an ein Ausdauer-Jogging war da nicht zu denken, denn einmal gebot der Pirol einen Halt, ein andermal war es das weisse Waldvögelein. So erlernte ich jedenfalls das Botanisieren; kleine gedruckte Etiketten «Flora Basiliensis», die mein Onkel mir bei jeder geglückten Festlegung eines Blumen-Namens für mein von Mal zu Mal wachsendes Herbarium überreichte, gaben diesen ersten Bestimmungsübungen einen quasi wissenschaftlichen An-

strich. Und noch eine Erinnerung an Steivan Brunies, die für all seine ehemaligen Schüler am Realgymnasium Basel, wo er seit 1908 unterrichtete, unvergesslich bleibt: Der Heimwehbündner pflegte nämlich seine Geografie- und Naturkunde-Lektionen mit einem im Chor auf Romantsch gesprochenen «Vaterunser» einzuleiten.
Das war mein Onkel, so wie ich ihn als sein kleiner, noch in der Schulpflicht stehender Neffe erlebte. Erst sehr viel später wurde mir klar, welch dominante Rolle er für den Schweizer Naturschutz gespielt hat.

Ein Leben für Heimat und Natur

Steivan Brunies kam am 18. Februar 1877 in Cinuos-chel, im Grenzgebiet des Ober- und Unterengadins zur Welt. Nach dem Besuch des Lehrerseminars in Chur studierte er im In- und Ausland an verschiedenen Universitäten Naturwissenschaften: Krönung dieser Studien war seine 1906 erschienene, 326 Seiten starke Dissertation *Die Flora des Ofengebietes*. Mit diesem grundlegenden Beitrag zur floristischen und pflanzengeografischen Erforschung Graubündens machte Brunies deutlich, dass dieser südöstliche Zipfel der Schweiz dank seiner Abgeschiedenheit und Artenvielfalt ideale Voraussetzungen für die von der Schweizerischen Naturschutzkommission gestellten Bedingungen für ein Grossschutzgebiet bot. Am 1. August 1914 erfolgte dann die Gründung des Schweizerischen Nationalparks, zu dessen erstem Oberaufseher Brunies gewählt wurde. Später übernahm er auch das Sekretariat des Schweizerischen Bundes für Naturschutz (heute Pro Natura). Beruflich war Brunies seit seiner Wahl an das Basler Realgymnasium 1908 begeisterter und begeisternder Lehrer. Am 12. März 1953 verstarb er in seiner Wahlheimat Basel; seinem letzten Wunsch entsprechend wurde seine Asche bei Purcher im Nationalpark verstreut.

Graubünden – ein Bärenland

Die Erzählung «Bärenmilch» von Steivan Brunies führt uns in das Engadin der 1870er-Jahre. Noch gab es keinen Nationalpark, und der Tourismus steckte in den Anfängen; es war die Zeit des mystischen Engadins der Geister und Sagen und der lebendigen Volksmusik, «eines Engadins, in dem sich Braunbär und Fischot-

ter noch gute Nacht sagten, nicht aber Steinbock und Rothirsch.»[1]
In seinem 1914 erstmals erschienenen, mehrmals wieder aufgelegten Standartwerk *Der Schweizerische Nationalpark*[2] hat Brunies eindrücklich festgehalten, unter welch dramatischen Umständen 1878 unweit von Zernez eine 96 kg schwere Bärin zur Strecke gebracht worden war. Bären waren damals noch zahlreich. «Besonders im Herbst beim ersten Schnee, wohl auch bei Schneewetter im Frühjahr kamen sie mehrmals bis in die Nähe von Zernez: War das jedesmal eine Aufregung, wenn ein Bär gespürt wurde! Sofort wurden alle Jäger alarmiert, und auch die Schulbuben mussten natürlich die Bärenspur in Augenschein nehmen, obwohl es ihnen bei deren Anblick eiskalt über den Rücken lief. Zu jener Zeit wurden die Zugochsen der Gemeinde Zernez im Monat Juni bis Mitte Juli ohne Hirt auf die spärliche Weide in Cluoz getrieben. Jeden Abend jedoch mussten die Eigentümer der Tiere nach Cluoz gehen, die Tiere zusammensuchen, sie auf die kleine Wiese, wo eine primitive Hütte stand, treiben und bewachen. Zu diesem Zwecke und um die Bären fernzuhalten, wurde die ganze Nacht ein grosses Feuer unterhalten. Oftmals sollen die guten Leute nicht wenig Angst ausgestanden und den Morgen mit Sehnnsucht erwartet haben, wo sie wieder aus dem Bärenloch durften. Damals wurden vielfach auch Fallen für die Bären erstellt. In einem Engpass neben Felsen oder einem Baume wurde aus Holz eine starke Quetschfalle erbaut, mit Steinen beladen und so eingerichtet, dass wenn ein Bär hindurch wollte, er an eine dünne Schnur stiess und den Querbalken blitzschnell zum Fallen brachte. Dadurch wurde das Tier zu Boden gedrückt; es hatte nicht die Kraft, das grosse Gewicht zu heben oder sich durchzuziehen und musste so elendiglich zugrunde gehen. Der grossen Entfernungen wegen wurden die Fallen nur alle acht oder vierzehn Tage untersucht.»[3]
«Wie die Leute damals über den Bär dachten, nimmt uns heute Wunder. Sie assen nämlich das Bärenfleisch nicht, sondern warfen es einfach ins Wasser, nachdem das Fell abgestreift und das Fett entnommen worden war. Dieses wurde zu allerlei Hausmitteln verwendet. Eine oder mehrere Tatzen wurden als Trophäen aufbewahrt.
Schon damals wurde eine Art Schussgeld für die Erlegung der Bären ausbezahlt. Jede Ortschaft im Bezirk, in dem das Tier erlegt worden war, beschloss, eine gewisse Summe von wenigen ‹rensche› (Gulden) auszubezahlen, nachdem der glückliche Jäger von Gemeinde zu Gemeinde gezogen war und eine frische Tatze oder den Kopf des Bären vorgezeigt hatte.»[4] Brunies wusste von einem

«Vertreter der alten waidmännischen Jägergilde» – er lebte von 1803 bis 1875 – der nicht weniger als 12 Bären erlegte.
Der Bär war für gewisse Täler des Bündnerlandes eine wahre Plage, so zum Beispiel für das zu Ardez gehörige Val Sampuoir. Im Jahr 1877 musste die dortige Alp wegen der Bären vorzeitig entladen werden. Vor der Alpbestossung wurde früher Jung und Alt aufgeboten, das Alpgebiet von Sampuoir mit allen möglichen Lärminstrumenten zu begehen, um den Bären daraus zu vertreiben, und am Talbach hatte man sogar eine vom Wasser getriebene Schreckvorrichtung, eine Art Klappermühle, errichtet. Das ging so weit, dass der Ruf der ehemals vorzüglichen Alp immer schlechter wurde und man sie schliesslich verwildern liess.
Steivan Brunies, der grosse Naturschützer, dem wir all diese Hinweise verdanken, verhehlt nicht, dass der Bär für die Bündner Älpler eine Belastung darstellte: «Bei aller Vorliebe und Nachsicht, die wir Meister Brumm bewahrt haben, verstehen wir anderseits recht wohl, dass er unsern Vorfahren ein unheimlicher Gast auf ihren Viehalpen war.»[5] Eines aber schloss Brunies mit aller Entschiedenheit aus: die Bedrohung des Menschen durch Bären: «Wir haben die Archive mehrerer Gemeinden des Engadins gründlich auf Notizen über Bären durchstöbert, die älteren geschichtlichen Werke über Graubünden gelesen und Hunderte von Dokumenten selbst der frühesten Zeiten geprüft, aber kaum eine Klage über die Gefährlichkeit der Bären für den Menschen wie übrigens auch der meisten anderen Raubtiere (ausgenommen etwa den Wolf) finden können. Das Geschrei wegen Bärenschaden setzt mit der Verpöbelung der Jagd um die Mitte des letzten Jahrhunderts ein, wenngleich auch schon die älteren Jagdgesetze Schussprämien für ‹reissende Tiere› festsetzten. Aber vergebens sucht man bei den Alten nach einem Begehren, selbst die gefürchtesten Raubtiere auszurotten.»[6]
Und trotzdem war das Aussterben des Bären in den Bündner Alpen und in der Schweiz nicht aufzuhalten. Die fortschreitende Besiedelung früher wenig bevölkerter Gebiete blieb nicht ohne Folgen; der Wald mit seiner Tierwelt wurde in die entlegensten Seitentäler und Bergwinkel verdrängt und auch der rationelle Forstbetrieb, der im 19. Jahrhundert einsetzte, verbot zwar Kahlschläge, führte aber zu einer «Reinigung» des Waldes. Zusätzlich wurde die Jagd im Laufe der Zeit von einer stets wachsenden Zahl der Jäger wahrgenommen und veränderte sich mit der Einführung des Hinterladers zu Ungunsten der Tierwelt. Besonders krass ging es dabei den Bären «an den Kragen». Die Statistik beweist es: In den Jahren zwischen 1878 und 1887 wurden im

klassischen Bärenland Graubünden 25, zwischen 1888 und 1897 neun und von 1898 bis 1907 drei Tiere erlegt.
Wie häufig der Bär im Engadin noch in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts war, geht aus folgenden Abschusszahlen hervor: 1852 wurden fünf Tiere zur Strecke gebracht, 1861 waren es acht, 1872 sechs und 1873 vier; der letzte Bär in der Schweiz fiel 1904 im Val Minger, also im Gebiet des heutigen Nationalparks.
Wenige Jahre vor seinem Tod Mitte des letzten Jahrhunderts schrieb Brunies «Mit dem Bären wird es wohl für immer vorbei sein, ja selbst mit der Möglichkeit, dass aus seinem nächstgelegenen Reduit in der Brentagruppe noch einige Überläufer ungesehen über die Bündnergrenze entwischen könnten.»[7]
Steivan Brunies würde sich über die jüngste Entwicklung wundern und schmunzelnd zur Kenntnis nehmen, dass die Natur ihm Unrecht gegeben hat.

Folgende Seiten: Reproduktion der Erzählung «Bärenmilch» aus Steivan (Stefan) Brunies' 1943 erschienener Publikation *Tiererlebnisse aus dem Engadin*

Der Historiker René Salathé war Gründungsrektor des basellandschaftlichen Gymnasiums Oberwil und Mitherausgeber der neuen Basler Kantonsgeschichte *Nah dran, weit weg*. Er ist Autor zahlreicher regionaler und schweizerischer Publikationen.

Adresse des Autors: Dr. phil. René Salathé, Weiermattstrasse 50, 4153 Reinach

Endnoten

1 Flyer der Direktion des Nationalparks.

2 Brunies Stefan: Der Schweizerische Nationalpark, Basel. 4. Auflage 1948.

3 Ebd. S. 179.

4 Ebd. S. 181.

5 Ebd. S. 186.

6 Ebd. S. 188.

7 Ebd. S. 189.

Bärenmilch

Als ich letzthin eine Entrümpelung auf meinem Estrich vornahm, da kam hinter einem Berg von altmodischen Koffern, angelehnt an einen Strebebalken des Dachstockes, ein Gegenstand, wohl der einzige seiner Art, zum Vorschein, der mich in Gedanken weit in ferne Jugendzeit zurückführte. Es war der alte Jagdvorderlader meines guten, unvergeßlichen Vaters, ein Meisterstück aus der Werkstatt Gian Marchet Colanis, des berühmten Engadiner Gemsjägers und Scheibenschützen der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Wie ein stiller Vorwurf ob der ihm gewordenen Vernachlässigung war mir der Anblick dieses Lebensretters: der Riemen zum Brechen vertrocknet, das massive Rohr angerostet, noch immer mit Schnüren an den brüchigen Schaft festgebunden, Zeuge eines schweren Kampfes auf Leben und Tod. Als ich wieder nach einem halben Jahrhundert den Hahn spannte, war es mir, als hörte ich leise raunen: für einen Landesverräter könnte die Federkraft immer noch reichen.

Solange mein Vater lebte, bekam ich die Waffe nicht in die Hand. Sie war übrigens in einen Schrank eingeschlossen und hatte bald nach ihrer letzten Feuerprobe einem modernen Gewehr Platz gemacht.

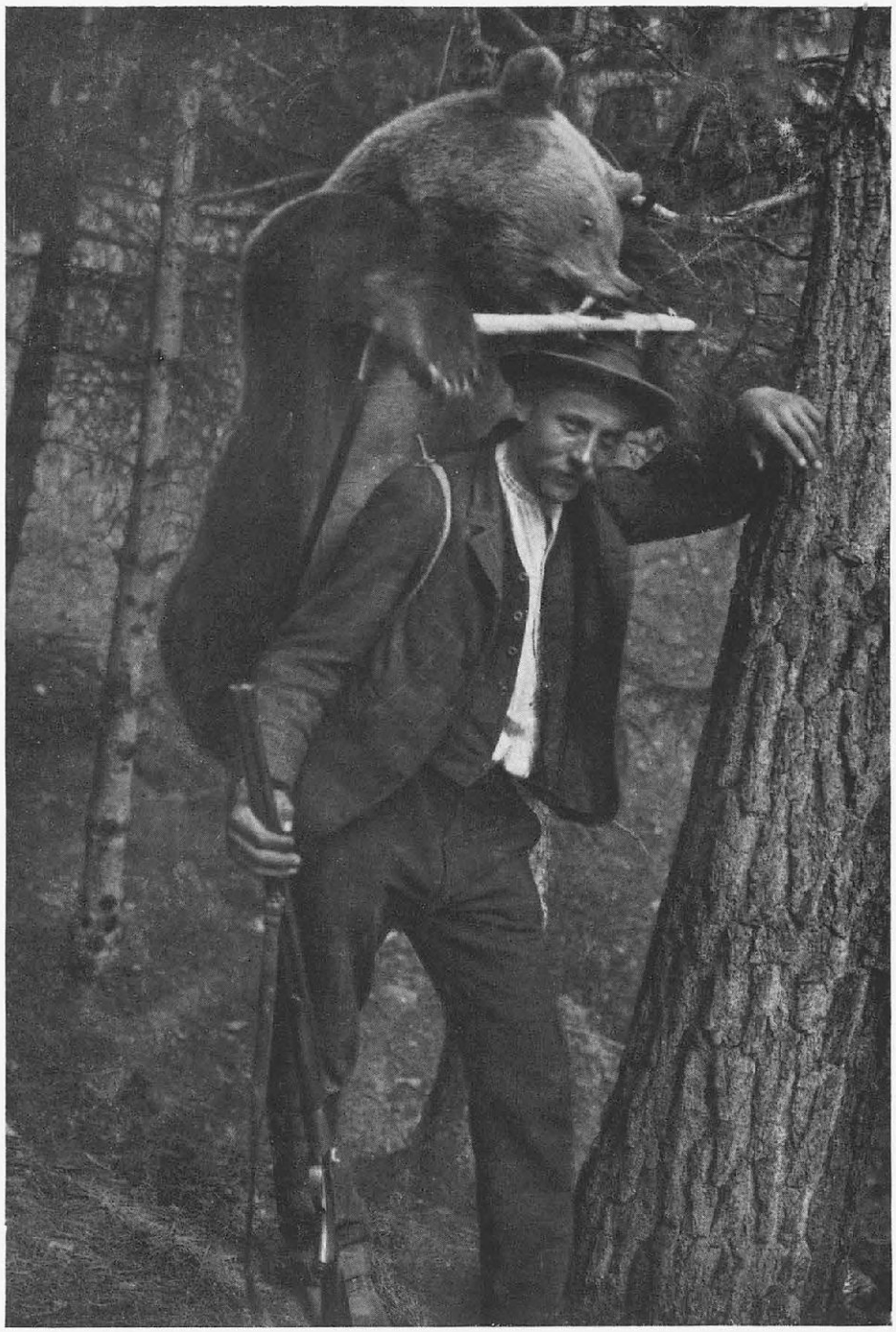
Wohl durfte ich Vater bisweilen – welcher Stolz! – etwa auf einem kurzen Pirschgang begleiten, auch gar ein Stück weit den Stutzen nach Art der Jäger tragen, aber an ein Handhaben, Pröbeln, Zielen war nicht zu denken, ebensowenig wie an ein zwängendes Durchsetzen oder Abtrotzen. Zur Erlernung des Jägerhandwerkes sei es immer noch Zeit genug, war die kurze,

barsche Antwort. Sein Nein brauchte nicht wiederholt zu werden. Seine starke, und wenn's sein mußte, harte Hand war uns wohlbekannt. Auch kann ich mich nicht entsinnen, aus seinem Munde je ein Jagderlebnis gehört zu haben. Darin war er überkarg, zweifellos aus der Erkenntnis des Schadens, den die nicht leicht zu bezähmende, rasch sich entzündende Jagdleidenschaft bei der Jugend zur Folge haben kann. Nicht zuletzt mag ihn eine tief verankerte Liebe zum Tier, zum Wild, zu allem Geschöpf, die mit seinem ererbten Jagdinstinkt ständig im Kampfe stand, in seinem abwehrenden Verhalten uns Buben gegenüber dabei geleitet haben. Noch sehe ich ihn im Geiste, den sehnigen Graubart, wie er einen rohen, stämmigen Fuhrmann, als dieser vom überladenen Wagen aus mit umgekehrtem Peitschenstock seine Rosse traktierte, von seinem Sitz herunterriß und ihn mit dem ihm entwundenen Marterwerkzeug verbläute.

Doch wenn sich die Zeit der sich vergilbenden Lärchen näherte, da sahen wir ihn selten zu Hause, den Vater; da trieb es ihn hinaus in die Berge, und wenn wir Rangen am Morgen, nur halb angezogen, mit unserm Gwunder in den Sulèr, den Hausgang, hinunterstiegen, da hing oft am Balken neben der Stubentüre ein starker Gemsbock, aus dessen Weidloch von Zeit zu Zeit Blut heruntertropfte. Stolz und Mitleid widerstritten in unsern Gefühlen und trieben uns zu vergleichender Nachschau bei den andern Jägern im Dorfe.

Es war noch die Zeit, als in den abgelegenen Seitentälern des mittleren Engadins die dort sömmernden Bergamaskerhirten unter den alten Arven und Lärchen an der Waldgrenze die ganze Nacht hindurch Feuer unterhielten, um die damals noch häufigen Bären von den Viehherden fernzuhalten.

Wer unsern Nationalpark durchstreift, sieht die Brandspuren am oberen Waldsaum fast auf Schritt und Tritt. Wie oft hatte uns das in Tschudis Tierleben der Alpen ehrend genannte



Wie einst in Bünden, wurde noch im Jahre 1913 im nahen Vintschgau der erlegte Bär auf einem Traggestell in den Nachbargemeinden zur Schau getragen und dabei die übliche Schußprämie eingezogen.

«Geigerlein», Gianin Suneder, oder wie er mit seinem Taufnamen hieß, Gianin Nuolf, ein gebürtiger Münstertaler, anläßlich des Chalandamarzballs seine Bärenjagd im Val Tavrü erzählt, wo er an einem einzigen Tage nicht weniger als 4 Bären, also eine ganze Bärenfamilie, zur Strecke gebracht hatte. Vor unsern erstaunten Augen wuchs das kleine freundliche Männchen angesichts einer solchen Jagdbravour zum unerschrockenen Helden, und seine lustigen Tanzweisen flossen wie Feuer durch unsere Adern.

Scheu wichen wir Buben zur Seite, wenn der alte, breitschultrige, immer knurrende oder sich räuspernde Rageth Luzzi durchs Dorf schritt. Vor Jahren hatte er, als ein mächtiger Bär im Legföhrendickicht auftauchte, nach wiederholten Überfällen auf die Kühe der Alp Barlas-ch, einzig und allein mit einem dicken Knüppel bewehrt, Meister Brumm aus seiner Verschanzung vor die Feuerrohre der umlagernden Schützen herausgetrieben.

Und als wir an einem Spätsommerabend gegen die Alp Pülschezza hinausgeeilt waren, um eine vom Bären zerrissene Kuh zu sehen, standen wir wie gebannt vor dem schaurigen Anblick. Das bedauernswerte Opfer mußte im Moment des Ansprunges den Bären abgeschüttelt haben. Dabei hatte dieser mit *einem* Prankenzuge Haut und Fleisch von den Rippen heruntergerissen, so daß man in die Leibeshöhle sehen konnte. Nachts holte sich der Bär mitunter im Val Mingèr Schafe aus einem 2 m hohen Pferch im Sprunge heraus und trug die erbeuteten Tiere ebenso leicht davon, wie etwa die Katze eine Maus. Immer wußte er dabei den Jägern ein Schnippchen zu schlagen. Kein Wunder, daß der Arge nicht nur gefürchtet, sondern auch verhaßt war und daß man, sobald er sich irgendwo erblicken ließ, die ganze Jägergilde alarmierte.

Wir waren daher nicht wenig stolz, als wir vernahmen, daß auch Vater sich anschickte, ihn aufs Korn zu nehmen. Die Be-

gegnung ließ nicht lange auf sich warten, ja sie überraschte ihn sogar völlig unvorbereitet. Auf dem gewohnten Pfade zu seiner Gemslecke bemerkte er beim Hinaufsteigen in einem engen, steilen Lawinenzug – es ging der Morgendämmerung zu – wie sich im Gesträuch etwas bewegte, was er anfänglich für einen Waldbock hielt, denn Rehe und Hirsche waren damals im Engadin noch unbekannt. Rasch nimmt er Deckung hinter einem Strunk und verfolgt aufmerksam die Bewegungen der Zweige, die das oben in halber Schußnähe befindliche Tier verdecken. Der Stutzen wird in Anschlag gebracht, der Hahn gespannt und eine Zündkapsel aufgesetzt. Bald guckt oben ein Bärenkopf sichernd zwischen dem hohen Gekräut hervor. Doch wie ärgerlich: beim Aufstieg hat sich ein Zweiglein unter den Schatthut des Visiers geschoben, das ihn am Zielen hindert. Dieses rasch entfernend, schaut er wieder hinauf. Täuschen ihn seine Sinne? Jetzt sind's zwei Köpfe, nun taucht sogar ein dritter, bedeutend größerer auf: eine Bärin mit zwei Jungen. Ein übereilter Schuß auf eines der Jungen hätte unter Umständen die Lage äußerst kritisch werden lassen, denkt sich der Schütze, indem er auf den Kopf der Bärin anlegt. Auf den Schuß überkugelt sich das mächtige Tier und rollt den steilen Abhang herunter fast bis vor seine Füße. Schnell ein weiterer Schuß für eines der Jungen geladen! Doch plötzlich erhebt sich die Bärin, die, vom Streifschuß nur betäubt, sich davonmachen will. Beim überhasteten Laden – o Pech! – zerbricht der hölzerne Ladestock. Ein Zweig wird eilig vom nächsten Strauch abgerissen, die Bärin durch Wald und Gestrüpp bis zu den nahen Felsen verfolgt und der zweite notdürftig geladene Schuß abgefeuert. Die Bärin sucht im Gefels sich zwischen zwei mächtigen Blöcken durchzuzwängen, in der Absicht, eine sie schützende Höhle zu erreichen. Sie merkt aber gleich, daß sie sich getäuscht hat, macht kehrt, stellt sich hocherhoben mit furchtbarem Gebrüll

gegen ihren Verfolger und trachtet darnach, ihn zu Boden zu schlagen. Diesem bleibt keine andere Wahl, als den unausweichlichen Zweikampf aufzunehmen, das Gewehr umzukehren und mit dem Kolben zu versuchen, sich der Bestie zu erwehren. Zum Glück steht hinter ihm auf dem abschüssigen Boden ein großer Stein, der ihm einigen Halt bietet. Von hier aus führt er in furchtbarem Kampfe seine Waffe, von der aber schon nach dem ersten Schlag der Kolben abbricht, so daß ihm nur noch das massive Rohr in den Händen bleibt. Schon stürzt die Bärin unter markerschütterndem Wutschrei halbtot zu Boden, erhebt sich aber gleich wieder. Da fällt es ihm plötzlich ein, nicht auf den Schädel, sondern auf die Schnauze zu schlagen, weil so die Knochen leichter zersplittern. Auf einen glücklich gezielten Schlag sinkt sie wieder zu Boden. Selber fast zu Tode erschöpft, gelingt es ihm doch noch, sein Messer rasch hervorzuholen und dem grauenvollen Gegner die Gurgel zu durchschneiden. Ein Blutschwall spritzt ihm ins Gesicht. Lähmende Schwäche überfällt ihn. An ein Weiterkämpfen ist für ihn nicht mehr zu denken. Blutüberströmt liegen beide nebeneinander. – Endlich kehren Kräfte und ruhige Überlegung wieder zurück, doch lastet der furchtbare Kampf schwer auf Vaters Seele. Mühsam sucht er die Stücke seiner Waffe und bindet sie zusammen, dann schneidet er einige Legföhren am Rande des nahen Lawinenzuges ab, rollt die tote Bärin darauf und zieht das zentnerschwere Tier mit der letzten Anstrengung bis zum nächsten Waldweg herunter.

Als er, über die Innbrücke schreitend, dem Heimatdorf sich nähert, kommt ihm eine ganze Rotte von Kindern, Weibern und Alten entgegen. Sie hatten das Brüllen des Tieres vernommen. Wie er totenblaß in schlaffer Haltung daherschritt, errieten sie, was vorgefallen war und wollten ihn jubelnd beglückwünschen, doch er wies sie kurz ab, wünschte er doch vielmehr, sich nie mit dem Bären eingelassen zu haben.

Auch meine gute Mutter, die morgens am Brunnen das beängstigende Brüllen vom jenseitigen Berghang her gehört hatte und wohl ahnte, was vorgefallen war, saß stundenlang wie gelähmt in der Küche. Ihre Ahnung wurde noch durch einen sonderbaren Vorfall bestärkt.

Meine damals erwachsenen ältesten Brüder waren am betreffenden Morgen auf einer Waldwiese oberhalb des Dorfes beschäftigt. Das Brüllen hatten sie nicht gehört. Aber beide überfiel eine ihnen unerklärliche, sich verstärkende Unruhe, die sie zwang, die Arbeit abzubrechen und heimzugehen. Im Begriffe, nach dem jenseitigen Talhang zu eilen, woher das Brüllen von den Dorfbewohnern gehört worden war, sahen sie am Rande der gegen den Inn steil abfallenden Talterrasse bereits die markante Gestalt des Vaters auftauchen. Auch sie empfing er nur mit karger Andeutung des Vorfalles und dem Auftrag, den Nachbar als einzigen Roßbesitzer im Dorfe zu ersuchen, den toten Bären an der bezeichneten Stelle drüben im Walde zu holen. Völlig erschöpft legte er sich zu Hause für einige Stunden nieder.

Am Hertransport der Bärin beteiligten sich außer der gesamten Dorfjugend fast alle männlichen Bewohner. Jeder wollte doch dabei gewesen sein.

Mit großem Hallo wurde die seltene Beute vors Haus begleitet und in den weiträumigen sulèr, den Hausgang, gebracht, dort nach Art der im Hause geschlachteten Tiere an den Hinterfüßen mit Stricken durch zwei Löcher an der Diele vom ersten Stock aus hinaufgezogen. Der in dieser Lage hängende Kopf des mächtigen Tieres reichte fast bis auf den Hausgangboden.

Am folgenden Morgen früh soll mich mein etwa 12 Jahre älterer Bruder, wie er mir noch vor wenigen Jahren erzählte, aus festem Kinderschlaf herausgerissen haben mit der Aufforderung, endlich zu erwachen, wenn ich Bärenmilch zum Früh-

stück trinken wolle. Damit nahm er mich kleinen Höseler energisch auf seinen Arm und trug mich in den Sulèr hinunter. Mit dem Befehl «so, trink jetzt Bärenmilch», tätschte mich der Lausbub mit dem Gesicht an eine der noch prallen Brüste der Bärin. Dies hörend, springt die besorgte Mutter aus der Küche und versetzt dem Schlingel eine schallende Ohrfeige, begleitet von Worten des Abscheus über seinen jugendlichen Unverstand, der mir armem Wurm das Leben hätte kosten können wegen der sicherlich im Todeskampf giftig gewordenen Milch – eine Lektion, die der Junge, beleidigt sich entfernend, mit der Bemerkung quittierte: «ach was, der kleine Kerl wird dadurch nur groß und stark».

Ob ich damals wirklich Bärenmilch gekostet, wage ich nicht zu behaupten, glaube aber, daß die tragische Nähe der tapferen und in ihrem vollen Rechte sich zur Wehr setzenden Bärin meine angeborene Tierliebe günstig beeinflußt und mit dazu beigetragen habe, ein Menschenleben lang für den endlichen Schutz auch dieser verfehmten, gründlich verkannten Geschöpfe einzustehen.*

* Das geschilderte Ereignis geht auf das Jahr 1878 zurück. Der «Freie Rätier» in Chur brachte wenige Tage nach dem Vorfall in Nr. 190 vom 15. August 1878 eine einläßliche Schilderung. Die Bärenjagd spielte sich im Wald God dals Splers, am Fuße des Piz d'Esen, gegenüber Cinuos-chel im Oberengadin, ab.

Wie rasch die Abnahme der Bären in den letzten 60 Jahren im sprichwörtlichen Bärenland Graubünden erfolgte, geht aus folgender Zusammenstellung hervor:

Im Jahrzehnt 1878—1887 wurden	25 Stück
Im Jahrzehnt 1888—1897	9 Stück
Im Jahrzehnt 1898—1907	3 Stück
Von 1908—1940	0 Stück erlegt

Der letzte Bär im Engadin wurde 1904 im Val Mingèr, im Gebiete des heutigen Nationalparkes, zur Strecke gebracht.

Allerdings ist der Bär seit 1904 im Engadin noch verschiedene Male gesichtet worden, so 1914 bei Punt Purif im Fuorngebiet von der dort wachthaltenden Patrouille, dann 1923, am 6. August auf der Höhe des Scalettapasses von Herrn Franz

Patzen, und 1932 von Schimun Caratsch in Varusch bei S-chanf, an der Grenze des Nationalparkes.

Seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts hat der Bär kaum mehr in unsern Bergen überwintert. Bei diesen letzterwähnten Fällen handelt es sich um Überläufer aus Südtirol, aus der Brentagruppe, wo der Bär glücklicherweise noch Standwild ist. Es ist zu hoffen, daß die geplante Gründung des Brenta-Nationalparkes durch die italienischen Naturschützer nicht zu spät komme. Dann hätten wir Aussicht, den Alpenbären, diesen letzten Vertreter europäischer Großfauna, eines Tages auch wieder in unsern Bergen anzutreffen.